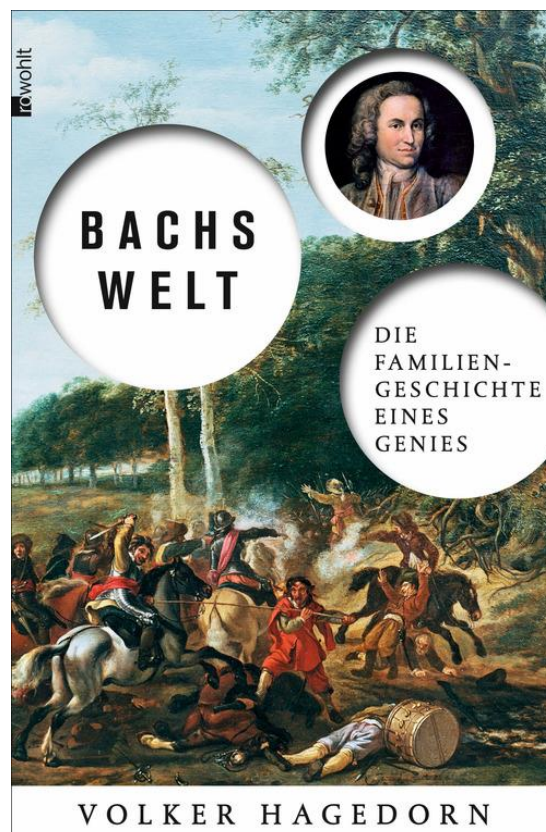


Leseprobe

Volker Hagedorn
Bachs Welt. Die Familiengeschichte eines Genies

Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2016
ISBN 978-3-498-02817-6

S. 51-66



KAPITEL 2 **DER KRIEG**

*Wie ein Musiker zu den «officirern» geht,
ein anderer verschwindet und Thüringen
dreißig Jahre lang verwüstet wird*

Die Kontinentalplatten haben sich ineinander verkeilt, gequetscht, aufgestaucht zu Fünftausendern im äquatornahen Thüringen. 360 Millionen Jahre ist das her. Neunzig Millionen Jahre später senkt sich das Gelände, Vulkane brodeln, ein tropisches Meer dringt herein, in das Magma quillt, Metalle werden ausgefällt, Eisen, Kupfer, Silber, Mangan, Uran, Gold, in weiteren Millionen Jahren von Ablagerungen bedeckt. Wieder hebt sich die Erdkruste, noch 65 Millionen Jahre bis heute, der Thüringer Wald wird erkennbar, aber noch lange kein Mensch, während die Saurier längst verrottet sind. Was Europa wird, ist vom Äquator nach Norden gewandert. Die Zeit rast, nur noch viertausend Jahre bis heute, erste Siedler erscheinen im Schatten eines grünen Berges, nicht wissend, dass es ein erloschener Vulkan ist, der sich fast tausend Meter über den Meeresspiegel erhebt. Bald entdecken sie Eisen und Salz unter ihren Füßen und in den Hängen ringsum. Nur noch fünfhundert Jahre bis heute, da machen sie in Suhl Waffen aus dem Eisen ihrer Bergwerke, ganz Europa versorgen sie damit, im Jahre 1600 kauft Dänemark 6000 Gewehrläufe mit eingraviertem königlichem Wappen, und bald werden in jedem Jahr

20 000 Musketen und Radschlosspistolen fertig, das Wettrüsten hat begonnen, Suhl blüht. Eine laute Stadt, es lärmen die Eisenhämmer, die Rohrschmieden, die Bohr- und die Schleifmühlen, eine schöne Stadt, eine reiche Stadt, die auch Musikanten hat.

Hierhin wird Johann Bach in die Lehre geschickt, der erste Sohn des Hans Bach und der Anna, 1604 in Wechmar geboren. «Da nun sein Vater Hans Bach», schreibt später Johann Sebastian, «wenn er an die obbenannte Oerter ist verlanget worden, ihn vielfältig mitgenommen, so hat einsmahls der alte Stadt Pfeiffer in Suhl, Hoffmann genannt, ihn *persuadiret*, seinen Sohn ihm in die Lehre zu geben, welches auch geschehen; und hat er sich daselbst 5 Jahr als Lehr Knabe und 2 Jahr als Geselle aufgehalten.» Vielleicht erreicht Johann Bach, dreizehn Jahre alt, nach fünfständigem Ritt mit dem Vater die Stadt und den Meister Christoph Hoffmann oben im Thüringer Wald an einem Maientag im Jahr 1618, wir wissen das nicht, aber den 23. Mai 1618 wird die Welt nicht vergessen.

Für die Thüringer ist es zuerst ein fernes Geschehen, was über diesen Tag aus Prag gemeldet wird: In der böhmischen Hauptstadt hat sich der protestantische Adel handfest gegen die katholische Regierung gewehrt, die entgegen allen Garantien die Entscheidungsgewalt an sich gerissen und sogar eine Beratung der Protestanten verboten hat. Edelmänner und Bürger sind in die Burg eingedrungen und haben vier Statthalter des Kaisers zur Rede gestellt. Die wenigsten der protestierenden Protestanten sind eingeweiht in den Plan des Grafen von Thurn, der nichts weniger als einen politischen Mord im Sinn hat. Tatsächlich werden der Burggraf, der Oberlandrichter und deren Sekretär aus dem offenen Fenster der Kanzlei gestürzt – siebzehn Meter tief, wo, wie die Verschwörer wissen, der Boden mit Steinen gepflastert ist. Doch an diesem Tag befindet

sich dort ein Misthaufen. Alle drei Männer überleben und laufen verdeckt vor den Kugeln davon, die man ihnen nachschießt.

So unblutig bleibt es nicht. Ein Aufstand der Protestanten in Böhmen folgt, und der Erzbischof und Kurfürst von Köln stellt ahnungsvoll fest: «Sollte es wahr sein, dass die Böhmen im Begriffe ständen, Ferdinand [den Bruder des Kaisers und König von Böhmen] abzusetzen und einen Gegenkönig zu wählen, so möge man sich nur gleich auf einen zwanzig-, dreißig- oder vierzigjährigen Krieg gefasst machen.» So geschieht es. Dieser Krieg wird dreißig Jahre dauern und vier Millionen Menschen das Leben kosten. Und der Thüringer Raum, uneins und zersplittert durch zahlreiche Teilungen der Dynastien, mit reichen Städten und blühender Landwirtschaft, Hunderten von Hof- und Stadtmusikern, Organisten und Kantoren, von großen Handelsrouten durchzogen, wird ab 1620 zum Durchmarsch- und Versorgungsgebiet sämtlicher Kriegsparteien.

Von dem Suhl, in dem Johann Bach die ersten sieben Jahre dieses Krieges zubringt, wird dieser Krieg nur vierundachtzig Häuser übrig lassen, aber nicht deswegen fällt es schwer, sich diesem Johann hier zu nähern, ihm und seinen jüngeren Brüdern, die auch zum Stadtpfeifer Hoffmann kamen. Hier ist die gewachsene Identität einer Stadt zerschlagen worden. Was sich schon im 17. Jahrhundert wieder in Schönheit entfaltete, haben später nicht die Bomber der Alliierten vernichtet. Es war die Bauakademie der DDR, die den historischen Stadtkern abbrechen ließ zugunsten «sozialistischer Umgestaltung». Unter dem Großen Beerberg, dem 250 Millionen Jahre alten erloschenen Vulkan, recken sich seither Plattenbauten in seelenbeklemmender Hässlichkeit, das terrassierte Stadttinnere ist zerstückelt und durchriegelt. Seit dem Ende der DDR hat Suhl 20 000 Einwohner verloren, das Durchschnittsalter liegt bei

50 Jahren, es gibt mehr Altersheime als Grundschulen, die Philharmonie wurde geschlossen.

Aber es gibt Kinder, und es gibt eine Musikschule. Nah am Zentrum steht sie und doch schon randlagig, ein rot angestrichener Altbau von drei Etagen, neben einem hellblauen «City Casino». Als ich hineingehe, kommt mir ein kleiner Kerl mit großem Cellokasten auf dem Rücken entgegen, jünger als Johann damals, und aus halligen Korridoren dringen dumpfe Klavierklänge. Ich bin nicht angemeldet, aber die Sekretärin im großen Büro, eine rosige Dame mit rötlichem Haar, findet es interessant, wenn auch wohl etwas verrückt, dass ich wegen eines Suhler Musikschülers von 1618 wissen möchte, wo die Suhler Musikschüler von heute lernen. Sie schaut sogar nach, ob eine Orchesterprobe stattfindet, bei der ich zuhören könnte, denn in den Einzelunterricht kann man ja nicht hineinplatzen. Nein, erst morgen. Macht nichts. Sie empfiehlt mir, den örtlichen Kantor anzurufen. Ich lausche noch ein bisschen in die Korridore, in denen man, so abgewetzt sie sind, auch ein bisschen vom Geborgensein in der DDR spürt, ein Vierteljahrhundert nach ihrem Ende. Die wenigen Töne klingen, so hallig es hier ist, erstaunlich gedämpft. Selbst hier ist Suhl eine stille Stadt.

Das ist sie auch im Zentrum, wo sich die Leute versammeln, in der Maisonette rund um eine kleine Kastanie sitzen und einem Pianisten lauschen, der sein Instrument auf den Platz gerollt hat, gefällige Weisen klimpert und CDs mit dieser Musik zum Kauf anbietet. Die Stimmung ist heiter auf gedämpfte Weise. Ein Stück weiter weg haben sich junge Männer aus Südeuropa auf Stufen gesetzt, am Bratwurststand im Schatten versammeln sich stoppelbärtige Biertrinker. Im Schaufenster der Sparkasse werden Wohnungen und Häuser angeboten. Für 550 Euro kann man 125 Quadratmeter mieten, beste Lage,

Stellplatz für das Auto inklusive. Der Kantor ist unter keiner seiner drei Telefonnummern zu erreichen, ich hinterlasse aber auch keine Nachricht. Mir ist, als solle ich dieses verträumte Vulkangebiet in Ruhe lassen.

Auf dem Weg zurück zum Auto komme ich an einem einstmaligen stattlichen Fachwerkbau vorbei, verrottet und mit Metallzaun abgeriegelt, der Schriftzug «Feierabendhaus» ist erkennbar. Und dann stoße ich doch noch auf einen vertrauten Musikernamen. Er steht an einem ebenfalls verfallenden Haus über zwei blinden Ladenfenstern und ist der meines Großvaters, der Geiger war und schon mit vierzehn Jahren in der Militärkapelle seines Vaters mitwirkte. In Suhl war er nie, es ist ein Namensvetter, der hier vor Jahrzehnten sein Geschäft hatte. Hier scheint mir mein Großvater gleich weit entfernt wie die brüllenden Vulkane des Mesozoikums und das Gedröhn der Schmiedehämmer, mit dem Suhl im Jahre 1618 den Lehrjungen Johannes Bach empfängt – wir nennen ihn Johann.

Anno 1626 ist er «auff allerley instrumenten gar perfect», wie es von einem Stadtpfeifer erwartet wird. Zu Zink, Trompete, Posaune, Dulzian, Geige kommt bei ihm noch die Orgel; dass er außerdem mit einer Pistole umzugehen weiß, ist vorauszusetzen. Mit Feuerwaffen sind hier inzwischen alle Bürger, Bauern, Handwerker vertraut. Es geht die Rede, auch Stadtpfeifer Hoffmann habe mit ihnen gehandelt, und es gibt eine Verbindung von Johann zu einer Familie von Bergwerksbesitzern, Wein- und Waffenhändlern, den Flittners.

Vielleicht hat Johann in Suhl auch schon den neuen Typ Muskete kennengelernt, mit dem die Stadt ab 1630 die schwedische Armee beliefern wird, knapp fünf Kilo schwer, 1,40 Meter lang und ohne Stützgabel einzusetzen. Bei einem, der eine Zeitlang auch «bey den officirern» sein Geld verdienen wird, darf man es für möglich halten. Den 21-jährigen denke ich mir

hochgewachsen wie seinen Großvater Veit, feinen Gesichts, zurückhaltend, aber keineswegs zerbrechlich, und mit einer gewichtigen Radschloßpistole bewaffnet, als er sich Anfang Mai 1626 auf den Weg nach Wechmar macht, fünf Stunden zu Pferd, mitten durch die Höhle des Drachen. Er hat erfahren, dass jetzt in Ohrdruf die Merodischen ihr Hauptquartier genommen haben, über Gotha kommend, was nichts anderes heißt, als dass sie auch in Wechmar wüten könnten, wo Johanns Eltern und seine jüngeren Geschwister – hoffentlich – noch leben.

Das Regiment des Generalfeldzeugmeisters Johann II. von Mérode-Waroux hat selbst im Lager der von Wallenstein geführten katholischen Liga einen üblen Ruf. Seine Wallonen, französischsprechende Soldaten aus Lüttich, Luxemburg, Limburg, dem Hennegau, gelten als besonders rücksichtslos, und 8000 von ihnen – ein Viertel beritten – versorgen sich nun von Gotha bis hinunter zum Saum des Thüringer Waldes. Nicht nur sie. Da ist noch der Tross, der Schwanz, die Bagage, der Pöbelhaufen, mitunter viermal so groß wie die Armee, mit der er zieht, bestehend aus den Frauen der Soldaten und ihren Kindern jeglichen Alters, Marketenderinnen, Handlangern, Mitverdienern. Ohrdruf, ein florierendes Städtchen von 3000 Einwohnern, Bauern und Handwerkern, ist nun nach Westen und Norden hin umgeben von einem riesigen Lager aus Karren und Zelten, rund 16 000 Menschen mögen es sein, Wäsche flattert im Sommerwind.

Auf einem Gemälde nähme sich das schöner aus als das ähnlich große Gewerbegebiet, das knapp vierhundert Jahre später dort entsteht, aber Johann Bach, der am Lager vorbeireitet, weiß, wie all diese Leute versorgt werden. Es spricht sich herum, was spätere Zeiten aus Chroniken wie der des Volkmar Happe erfahren. Aus Ebeleben, von wo die Wallonen aufgebro-

chen sind, berichtet dieser Hofrat Anfang Mai 1626: «Vor dem Thore alhier zu Ebeleben haben sie Meines Gnädigen Herrn Vogelfänger Ludewigen gantz bis aufs Hemde ausgezogen und ihme Kleider und Schuhe genommen. Dem Küchenschreiber Johann Harprechten haben sie zweene Wagen, mit Hausrathe beladen, samt 4 Pferden genommen, einem von Abtsbesingen 3 Pferde, den Bauren zu Billeben 5 Pferde, einem von Gundersleben, Rosenstiel genant, 2 Pferde, den Niederspirischen eine gantze Heerd Schafe. Zween armen Gläserträgern von Vollenborn haben sie das Ihrige genommen bey dem Gerichte zu Ebeleben und sie beyde mit vielen Wunden bis auf den Tod beschediget.» Dörfer werden abgefackelt, Frauen «weggenommen und entführet», in einem Feld liegt «ein armes kleines Kind, ungefehr von 6 Jahren», erschossen wie seine Mutter, was er dazu weiter berichtet, möchte man nicht erfahren haben.

Happes Chronik zeigt, dass sein Zeitgenosse Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen auf keiner der Seiten fabuliert und übertrieben hat, die er in seinem 1668 erschienenen Roman «Simplicissimus» dem Kriegsgeschehen widmet. «So erfordert jedoch die Folge meiner Histori / daß ich der lieben *posterität* hinderlasse / was vor Grausamkeiten in diesem unserm Teutschen Krieg hin und wieder verübet worden», mit diesen beinahe entschuldigenden Worten begegnet er uns zu Beginn des vierten Kapitels seines Romans. Die Grausamkeiten, die er sich und den Lesern durch eingeschobene sarkastische Vergleiche gleichsam vom Leibe zu halten versucht, zählen auch zum Thüringer Alltag in den Jahren, als Veit Bachs Enkel junge Männer und Frauen sind.

«(...) die durch-stürmten das Hauß unden und oben / ja das heimlich Gemach war nicht sicher / gleichsam ob wäre das gülden Fell von Kolchis darinnen verborgen», schreibt Grimmels-

hausen, «Andere machten von Tuch / Kleidungen und allerley Haußrath / große Päck zusammen / als ob sie irgends ein Krempelmarckt anrichten wollten / was sie aber nicht mit zu nehmen gedachten / wurde zerschlagen / etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen / als ob sie nicht Schaf und Schwein genug zu stechen gehabt hätten / etliche schütteten die Federn auß den Betten / und fülleten hingegen Speck / andere dürr Fleisch und sonst Geräth hinein / als ob alsdann besser darauff zu schlaffen gewest wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein / gleichsam als hätten sie ein ewigen Sommer zu verkündigen / Kupffer und Zinnengeschirr schlugen sie zusammen / und packten die gebogene und verderbte Stuck ein / Bettladen / Tisch / Stül und Bänk verbrannten sie / da doch viel Claffter dürr Holtz im Hof lag / Häfen und Schüsseln muste endlich alles entzwey, entweder weil sie lieber Gebraten assen / oder weil sie bedacht waren / nur ein einzige Mahlzeit allda zu halten / unser Magd ward im Stall dermaßen tractiert / daß sie nicht mehr darauß gehen konte / welches zwar eine Schand ist zu melden! den Knecht legten sie gebunden auff die Erd / stecketen ihm ein Sperrholtz ins Maul / und schütteten ihm einen Melckkübel voll garstig Mistlachen-wasser in Leib (...)».

Johann Bach kommt unbehelligt nach Wechmar, obwohl ihm einige Reiter begegnen. Solange keine Worte gewechselt werden, können sie ihn für einen der ihren halten, und das wenige Rotwelsch, dass er in Suhler Schenken gelernt hat, muss er nicht erproben. Uniformen gibt es nicht in diesen Söldnerheeren, Erkennungszeichen wie Federn oder Armbinden werden nur in der Schlacht getragen. Er hat sich soldatisch gekleidet mit grobem Hemd, Lederwams, Umhang, breitkrepigem Hut, Stulpenstiefeln. Er reitet entlang der rauschenden Apfelstäd an Waidfeldern vorbei, die zertrampelt sind, und ist beruhigt, den Turm von St. Vitus spitz über die Dächer ragen zu

sehen wie immer. Die Mailuft schmeckt süß wie vor sieben Jahren, als er auszog nach Suhl. Dann trägt der Wind ihm Brandgeruch zu. Über die steinerne Brücke hinauf ins Dorf, als Ersten, an der Kurve, sieht er Hans Stiglitz, aber der erkennt ihn nicht, er erstarrt kurz und springt hinter eine Hausecke, bis Johann ihn mit Namen ruft und seinen Landsknechthut abnimmt. Hans hat ihn für einen der Wallonen gehalten. Sie waren hier, ja, und sie haben übel *spolirt*, in der Kirchgasse hat es gebrannt, und es sind welche von hier umgekommen, aber keiner von den Bachs. «Und dein Töchterlein?», fragt Johann, denn seine Mutter hat zu Weihnachten als Gevatterin die kleine Anna zur Taufe begleitet. Die ist wohlauf.

«Aber unser alter Hein, der Oberbäcker ...» Hans Stiglitz zögert. «Der hatte sich im Backofen versteckt, da fanden sie ihn und hielten ihn drin und zündeten ein Feuer an.» Hein! Hein Eißer, der als junger Mann Veit bei sich aufnahm und seine Söhne. Hein, dessen erster Enkel, keine zwei Jahre alt, Vitus heißt, dem Veit Bach zum Gedenken. Was Johann da hört, erschüttert alle Ordnung.

Sein Wiedersehen mit der Familie kann nur in Maßen gefeiert werden, es fehlt an allem seit der Plünderung, aber wenigstens nicht an Instrumenten. Sein Vater Hans hilft heute den Stadtpfeifern in Gotha aus, so musizieren die drei Brüder, und einer von den Eißers kommt dazu, damit sie, wenn auch ohne Laute oder Virginal dazu, vier sind für die *Ludi musici*, die Samuel Scheidt vor fünf Jahren hat drucken lassen, der berühmte Kapellmeister und Organist in Halle. Die Noten hat Johann in der Satteltasche aus Suhl mitgebracht. Christoph, gerade dreizehn Jahre alt geworden, spielt den Diskant auf der Geige, und gleich so wendig ornamentierend, dass Johann findet, er müsse in die Lehre, Heinrich, der Zehnjährige, auf der Flöte als zweite Stimme, einer von den Eißers nimmt die Viola,

Johann spielt Dulcian. Die zwanzigjährige Schwester Anna bewegt sich anmutig zu einer *Paduane*, Nachbarn mit Kindern kommen vor das Haus der Bachs, es ist, als wehte aus diesen Tönen ein ferner, guter Süden in den Mai.

Italien liegt in der musikalischen Luft dieser Jahre, selbst bei Komponisten wie Scheidt und seinem Mentor Michael Praetorius, die gar nicht selbst dort gelernt haben wie Heinrich Schütz. Zuerst haben Madrigale und Mehrchörigkeit nach Norden gefunden, jetzt kommt gerade der *stile concitato* in Mode, der aufgeregte, die Seelenregungen nachzeichnende Stil, parallel zum Streit zwischen *prima pratica* und *seconda pratica*, zwischen ausbalancierter Polyphonie und der Monodie, die eine Stimme den Worten folgen lässt und im Süden schon die Oper hat entstehen lassen. Das alles sind nicht Taten einsamer Genies, sondern dicht vernetzter Geister, die auch Traktate schreiben, unzählige Briefe, über Grenzen und Konfessionen hinweg kommunizieren. Dass einer der größten Erneuerer Claudio Monteverdi ist, Kapellmeister am Markusdom im katholischen Venedig, stört die lutherischen Komponisten nicht. Sie begreifen Musik als gemeinsames Projekt gerade zu der Zeit, da in Deutschland die Heere ziehen und die Barbarei sich ausbreitet. Zuvor noch hat Michael Praetorius in Wolfenbüttel sein *Syntagma musicum* zusammengetragen, drei schwere Bände, die den aktuellen internationalen Stand der Kompositionstechniken und der Aufführungspraxis zusammenfassen. Die drei größten deutschen Komponisten dieser Zeit kennen ihn alle, Schein in Leipzig, Scheidt in Halle, Schütz in Dresden, sie sind fast gleichaltrig, jetzt um die vierzig, und eng befreundet.

Als die kleinen Kinder schon schlafen, ist es draußen immer noch hell genug, um Noten zu lesen, sie wollen singen, die Mutter holt aus dem Haus noch etwas von Melchior Franck, «ein Jahr früher auf die Welt gebracht als mein Johann», scherzt

sie, denn schon 1603 ist das in Nürnberg gedruckt worden: *Opusculum Etlicher Newer und alter Reuterliedlein / welche zuvor niemals musicaliter componirt, ganz lustig auff allerley art zu Musizieren mit vier Stimmen gesetzt.* Das sind aber andere Reiter als die, die in Wechmar geplündert und gemordet haben, und «lustig» heißt hier nicht «spaßig», sondern anspruchsvoll. Franck, der Coburger Kapellmeister, war einmal Schüler von Haßler, der ihm weitergab, was er in Venedig lernte. «Dieses Lied!», ruft der kleine Heinrich, weil er die Noten wiedererkennt, beim Durchblättern der Seiten für den Cantus.

Johann fürcht die Stirn, als er darauf blickt, es ist etwas sehr Ernstes, es eignet sich nicht für die Fröhlichkeit, zu der sie nun doch gekommen sind. Aber dann sieht er die eine Nachbarin, die auch da ist, Margret, etwas abseitsstehend und wie gebeugt, die Frau, die Witwe des Hein Eißer. «Kannst du das singen mit allen Worten?» fragt er seinen jüngsten Bruder. Vielleicht kann es niemand so gut singen wie gerade Heinrich, denn die Worte, die er da sorgsam abliest mit seinen zehn Jahren, klingen aus seinem Mund, mit seinem klaren Sopran, nicht selbstverständlich, sondern kostbar, wie staunend vorgetragen, wie den Sinn nicht ganz ermessen könnend, der im vierstimmigen Satz geborgen ist: «Wie wohl ich arm und elend bin / so hab ich doch ein steten Sinn / Hoffnung tut mich ernehren / die mir von Gott bescheret ist / mag mir kein Mensch nicht wehren.»

Als sie nach vier Strophen zum Ende kommen, «Gott tröst all b'trübte hertzen», ist Heins Witwe nicht mehr da. Aber sie hören einen andern herankommen, über dessen eiligen Schritte erschreckt und gleich wieder beruhigt, denn es ist Hans, der nach seinem Dienst bei den Stadtpfeifern noch die eine Stunde von Gotha hergelaufen ist, den Degen unterm Mantel und in Sorge um die Seinen und nun seinerseits übergücklich, auch noch seinen Ältesten bei ihnen zu finden. So jedenfalls möchte

man es ihnen wünschen, damit sie sich noch einmal sehen, der in Pressburg geborene Hans Bach mit dem fernen blauen Blick und sein erstes Kind der Liebe zu Anna, deren fein geschwungenen Mund Johann hat. So wird es später Grimmelshausen für diese teutschen Jahrzehnte formulieren: «Kaum hat ein Unglück auffgehört / so stehen wir schon in einem andern.»

Vielleicht haben die Wallonischen den schwarzen Tod mit eingeschleppt, vielleicht hat eine Ratte genügt, um die Flöhe ins Dorf zu bringen – in diesem Sommer kommt wieder die Pest nach Gotha und weiter nach Wechmar. Im Oktober erfährt Johann, der sich inzwischen in Suhl mit Barbara versprochen hat, der ältesten Tochter seines Lehrherrn, vom Tod seiner Schwester Anna, und falls er sich zu Weihnachten ins infizierte Wechmar wagt, ist sein Vater wohl schon nicht mehr bei Bewusstsein. Zittrig notiert Pfarrer Töpfer ins Kirchenbuch: «Den 26. Decembris 1626 ist Hans Bach ein Spielman Verstorben und nachfolgenden tag begraben worden.»

Ab Juni dieses Jahres verdichten sich in Volkmar Happes Chronik Hinweise auf eine Truppenverlagerung, der neben der Pest auch die Rote Ruhr folgt, eine Darminfektion, die vor allem der mangelhaften Hygiene der Feldlager zu verdanken ist und als Kriegskrankheit schlechthin gilt. Wohin die Truppen gezogen sind, das vermeldet der Hofrat Ende August: «In diesem Monath hat der Keyserliche General Tylli mit dem Könige von Dänemarck zwey Tage sich geschlagen. Zwischen Seesen und Luterer ist endlichen das königliche dänemarckische Volck in die Flucht geschlagen worden, deren etzliche tausend sambt vielen Obersten und unter denselbigen auch ein junger Landgrafe von Heßen todt blieben und das andere alles zerstreuet. Auch hat der Tylli 24 Stücke Geschütze erobert. Ist eine herrliche mächtige Victori vor den Keyser.» In dieser

Schlacht bei Lutter, unfern des heutigen Salzgitter, die am 27. August um 11 Uhr beginnt und nicht zwei Tage, sondern sieben Stunden dauert, werden 31 000 Fußsoldaten und 11 500 Reiter eingesetzt, an die 5000 von ihnen verlieren an diesem Tag das Leben. König Christian IV. von Dänemark, der sich an die Spitze der niedersächsischen Protestanten gesetzt hat, macht einen taktischen Fehler, den der 66-jährige Feldherr Tilly aus den Niederlanden zu nutzen weiß. Kaiser Ferdinand im fernen Wien, ein trübe und hilflos blickender 38-Jähriger, ist vorläufig auf dem Höhepunkt seiner Macht. Aber in Thüringen kehrt keine Ruhe ein. In Wechmar wird am 30. August erneut geplündert und Feuer gelegt, in fünf Stunden brennen 18 Wohnhäuser und 19 Scheunen nieder.

Zu dieser Zeit ist ein Bach verschollen, ein Cousin der drei Brüder aus Wechmar, vielleicht der Verheißungsvollste dieser Generation, ein offenkundig Hochbegabter, große Hoffnung und erster Sprößling seines Vaters, des Stadtpfeifers Caspar. Der hat mit seiner Familie Gotha und die Wohnung unterm Dach des Kaufhauses im Jahr 1620 verlassen, etwa 43 Jahre alt, mit seiner Frau Catharina und sechs Kindern im Alter von zwei bis neunzehn Jahren, und ist 25 Kilometer südöstlich in ein weitaus kleineres Städtchen gezogen. Arnstadt an der Gera hat zu dieser Zeit genau 3187 Einwohner und ein gewaltiges Wasserschloss im Stil der Renaissance, das der Vater des jetzigen Grafen hat bauen lassen. Seit zwei Jahrzehnten residiert und regiert hier Christian Günther I. von Schwarzburg-Sondershausen, der auch der Dienstherr unseres Chronisten Volkmar Happe ist. In dem Jahr, als Graf Christian den Musiker Caspar Bach nach Arnstadt holt, ist des Grafen sechstes Kind, Anton Günther, zur Welt gekommen – und noch mit dessen Sohn werden die Bachs zu tun haben.

164 Stufen muss Caspar Bach hinaufsteigen zu seinem

neuen Arbeitsplatz in einer Höhe von 33 Metern. Es ist der Turm des Schlosses, und von seinem Umlauf aus hat Caspar als «Hausmann» wieder die Stunden zu blasen und den Alarm, wenn er Feuer oder Feinde sieht. Wer heute in dem erbärmlich kleinen Raum steht, der auf dieser Höhe als «Türmerwohnung» ausgewiesen ist, begreift, dass Caspar und seine achtköpfige Familie unmöglich hier oben gewohnt haben können, wie oft zu lesen ist. Und wer draußen auf den Umlauf tritt, schwindelig sich am Geländer festhaltend, sieht das Geviert des Schlosses weit unter sich – als Modell im Maßstab 1:20 inmitten breiter Mauerreste. Denn das Wasserschloss fiel einer Neukonzeption zum Opfer, diesmal keiner sozialistischen: 1770 wurde die Residenz verlegt und das Schloss abgerissen bis auf den Turm. Hier oben hat sich 1922 eine ganze Schulklasse verewigt, mit Namen wie Paul und Wilhelm und Max, die im frühen 21. Jahrhundert wieder in Mode sind, und auch schon auf die roten Dächer des Städtchens geblickt, das sich von allen Orten der Bachs am wenigsten geändert hat.

Caspar ist hier nicht nur Türmer, er spielt bei Hof auch Dulzian, das Fagott jener Zeit. Er und seine Gesellen werden zur Hofmusik herangezogen, und seine Söhne wirken mit, zunächst als «Musikantenjungen»: Melchior, der 17-Jährige, Caspar, der 20-Jährige, und dieser Caspar junior scheint dem Grafen beizeiten aufgefallen zu sein. Er investiert beträchtliche Summen in seine Ausbildung. In einer Zeit, als die Kontributionen für durchziehende Heere, die Verluste durch geraubtes Vieh und verwüstete Äcker den Hof noch nicht halb ruiniert haben, ist die Kapelle hochkarätig besetzt mit dreizehn Musikern, die bei Bedarf auch mal verdoppelt werden. Christoph Klemsee ihr Leiter, hat mit Heinrich Schütz in Venedig als einer der letzten Schüler von Giovanni Gabrieli studiert und achtzehn fünfstimmige Madrigale veröffentlicht. Christian Gün-

ther I. lässt sich gute Musiker etwas kosten. Dem Lautenisten Constantin Göbisch zahlt er mit 300 Gulden jährlich sogar mehr als dem Kapellmeister – schließlich ist die Laute das wichtigste Instrument, wenn es um die musikalische Bereicherung der Hauptmahlzeiten und der Abendstunden geht. Als dieser Göbisch im April 1621 wegzieht nach Bayreuth, in die dortige Hofkapelle, schickt der Graf den hochbegabten Caspar bald hinterher, zwei, drei Tagesreisen zu Pferd. Der Markgraf von Bayreuth, ebenfalls ein Protestant, ist einverstanden.

Anfangs auf dem Weg, auf dem einst Bäckermeister Veit nach Thüringen kam, reist nun sein 21-jähriger Enkel in ganz anderer Ausstattung. Hofschneider Nikolaus Ludewig hat ihm Anzüge angemessen, darunter, mag sein, auch ein Hofkleid, Wams und Hose aus geschlitztem rosa Atlas, mit gelber Seide unterlegt. Das Wams ist kurz und eng, mit einem angenestelten Schoß aus mehreren Teilen, mit Schleifen besetzt und kleinem Stehkragen, die Ärmel sind weit genug für ein weißes Hemd darunter mit Spitzenmanschetten. Die Hose, nicht mehr ausgepolstert wie vor dem Krieg, ist weit geschnitten und endet knapp überm Knie, mit einer Rosette verschlossen, dann kommen farbige Seidenstrümpfe mit Strumpfbändern, schließlich Schuhe, vorn rund zugeschnitten, mit Absätzen, die sich seit der Jahrhundertwende beträchtlich erhöht haben. Über die Krause hat sich Caspar, zunehmend an seinem Äußeren interessiert, mit dem Schneider gestritten. Die mühlsteinartigen spanischen Krausen aus gefältelem Linnen, mit Stärke hart wie Glas gemacht und von einem Untergestell gehalten – die kommen aus der Mode, man trägt zwar noch die alte Form, aber weich und flach über die Schulter gelegt. Caspar besteht dazu noch auf einem weichen Spitzenkragen, wie ihn zehn Jahre zuvor schon einige Holländer wie der Maler Rubens getragen haben.

Sein zweiter Anzug ist schlichter, dazu gibt es Stulpenstiefel

bis zum Knie, aus der soldatischen Mode übernommen wie der Lederkoller mit Ärmeln. Schließlich noch zweierlei breitkrem-pige Hüte – aber keine Schlapphüte wie ein Jahrzehnt später – mit Federn und natürlich der ärmellose Schultermantel: immer noch spanisch, aber ohne das steife Futter, so dass man ihn auch über den Arm drapieren kann, und ein dreiviertellanger Ärmelrock. Caspars Mutter kann nur ahnen, was das kostet, als sie den Ältesten in neuer *mundirung* bestaunt: vermutlich mehr als das Jahresgehalt ihres Mannes? Oh ja. Allein für Anzüge, Mäntel und Kopfbedeckung des Stipendiaten weist die gräfliche Renterei 139 Gulden und drei Groschen aus (ein Gulden sind zwölf Groschen, und für einen Groschen kriegt man schon ein Brot), dazu kommen 18 Gulden für die Schuhe und Stiefel. Das können allerdings Inflationspreise sein: Im «Kipperjahr» 1621 wird der Silbergehalt eines Guldens bis auf ein Drittel der vorigen 12 Gramm herabgemogelt. Am 11. Juni 1621 bekommt Caspar noch vier Gulden für die Reise, weitere 20 werden ihm nachgeschickt, damit er eine Violine und einen Zink kaufen kann.

Im fränkischen Gebiet ist Caspar sicherer als im thüringischen, wo schon jetzt Stationierungen und Durchmärsche stattfinden. «Anno 1622, ohngefähr 3 Wochen nach Ostern», schreibt Volkmar Happe, habe «Hertzog Christian von Braunschweig, Bischof zu Halberstadt, das Eichsfeld [kurmainzischer, also katholischer Besitz] mit etzlichen tausend Männern zu Ross und zu Fuß überzogen, alles jämmerlichen ausgeplündert und verderbet, viel unschuldig Blut vergossen. Der Churfürst von Sachßen hat die Grentzen gegen dem Eichsfelde mit einer großen Menge Volck zu Ross und Fuße besetzt.» Sächsische Politiker wie Johann Georg I. von Sachsen und Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg – der eine abwartend protestantisch, der andere aus dessen in spanische Dienste über-